№ 17. **Beiblatt** 1863.

zur

Allgemeinen Moden-Zeitung.

Osarsiph.

von

Adolph Glaser.

(Schluß.)

Osarsiph besann sich und es regten sich tausend widersprechende Vermuthungen in ihm. Sollte Pharao den Tod des Mädchens veranlaßt haben, um ihm die Kenntniß seiner Herkunft zu verbergen; es war nicht unmöglich — sollte Menephta? doch nein, so schrecklich konnte die Falschheit der Menschen nicht sein! Er mußte Gewißheit haben. Während er die Mutter den Händen der mitleidigen Bathja überließ, eilte er zur Stadt, um dem Thäter nachzuspüren. Auf seinem Wege dahin vernahm er, immer mehr und mehr verhallend, den Klagegesang der Frauen, welche die arme Dina begruben.

3.

Es wird schwer sein, in kurzen Zügen die Verhältnisse zu schildern, welche dem altegyptischen Staate zur Grundlage dienten. Das Gesetz der freien Gegenseitigkeit, wie es in der Natur herrscht und in der sittlichen Welt sich herausgebildet hat, ist in unseren abendländischen Reichen bereits zu so allgemeiner Geltung gekommen, daß Staatsformen, wo künstliche Schranken, wie die Eintheilung in Kasten, die Menschen nicht nur durch Vorurtheile, sondern durch das Gesetz so streng trennen, daß die Vermischung die empfindlichsten Strafen nach sich zog, wo Vergehen gegen einen Vornehmen schwere Verbrechen, der Mord eines Gemeinen straflos war, uns kaum verständlich sind. Jedenfalls fanden sich in der höchsten Kaste der Egypter oft Menschen von der gemeinsten Gesinnung und manch edelempfindendes Herz mag zu Grunde gegangen sein an dem Fluche der niedern Herkunft, aber es war ganz unmöglich, die Schranken zu durchbrechen und jedem geistigen Aufschwung zum Hohne betrachtete man die Menschheit wie die unfreie Pflanzen- und Thierwelt, die in Gattungen und nicht in Individuen ausgeht, wo die Kartoffel ewig nur Kartoffeln hervorzubringen vermag.

Solche Verhältnisse, wo der Zufall den geistvollsten und dümmsten Menschen im Range ganz gleich stellt, erzeugen die bizarrsten Extreme; da treten die tiefsinnigsten astronomischen Forschungen neben die albernsten Zauberkünste; die großartigsten Bauwerke bilden die Hülle für den läppischen Thiercultus und nirgends zeigt sich ein freier Aufschwung, ein Herantreten an die einfachen edeln Gesetze der Natur.

Ein Chaos von Empfindungen wogte nun in Osarsiphs Brust, als der Zwiespalt, der längst in seiner urkräftigen Natur gährte, durch die Erlebnisse eines einzigen Tages zum Ausbruch gekommen war.

So tief das Elend und die Erniedrigung waren, worin das Volk und die unterjochten Sclaven schmachteten, so genußreich und befriedigend gestaltete sich das Leben der höchsten Kaste, welche durch die Priester gebildet wurde. Die materiellen Anforderungen des Lebens traten nie an sie heran, in ungestörter Erhabenheit lebten sie in ihren geistigen Bestrebungen und wer einmal eingeweiht war in ihre Mysterien, wer es wußte, daß diese ihren Werth nur im Glauben und in der Furcht hatten, die das Volk ihnen zollte, der hatte bald begriffen, wie es die erste Aufgabe für die Priester sei, diese Furcht zu nähren und zu erhöhen, die Naturkräfte zu erforschen und zu benutzen und womöglich das Volk glauben zu machen, diese seien selbst nur die Wirkung der priesterlichen Macht. Vergegenwärtigt man sich diese staatliche Organisation, so ist es einleuchtend, daß ein Verrath an der herrschenden Partei das größte Verbrechen und daß der Gedanke an das Heraustreten eines Einzelnen aus der Priesterkaste als eine Art Wahnsinn erschien und ohne jede Folge für das Allgemeine blieb.

Grade der Umstand, daß Osarsiphs Herkunft völlig in Dunkel gehüllt war, hatte es möglich gemacht, ihn als Thermutis Sohn in die priesterliche Kaste einzuführen und Pharao verband mit der Anerkennung dieses Verhältnisses den stillen Wunsch, den Adoptivsohn der einzigen Tochter auch von ganz Egypten als den alleinigen Erben seiner Rechte angesehen zu wissen. Da Menephta diesen Wunsch unterstützte, so schien derselbe nicht unausführbar, denn Menephta war von königlichem Geblüt und hatte vielleicht die nächsten dynastischen Ansprüche.

Osarsiph war im Besitze aller Geheimnisse der Priesterkaste. Rasch hatte sein gewaltiger Geist die Schätze der egyptischen Weisheit durchforscht; seine Abstammung vom königlichen Geschlechte Levi verlieh ihm ein lebhaftes Blut, welches manches Hinderniß übersprang: so vereinigte er die egyptische Ruhe mit hebräischer Ausdauer und die phantasievolle Energie der Leviten mit der gediegenen Forscherlust, die er am Hofe des Pharao erworben hatte.

Ruhelos drang er nun in den Palast seines väterlichen Freundes Menephta und entdeckte diesem in der übersprudelnden Heftigkeit seines Wesens alles, was er erlebt hatte und ihn bewegte.

Menephta kannte die lebhafte Art seines Zöglings. Oft hatte er in Verbindung mit Thermutis das aufbrausende Wesen des Knaben und Jünglings mit Besorgniß beobachtet, aber er wußte, wie sicher die Schranken der egyptischen Verhältnisse die Eigenheiten des Einzelnen in den Hintergrund drängten und wie Gewohnheit und Erfahrung auch die unbändigsten Naturen abstumpfen. Das Einzige, woran der väterliche Freund nie gedacht hatte, war die Möglichkeit einer Annäherung Osarsiphs an das verachtete Volk, dem derselbe entstammte, und in der That war diese Annäherung auch undenkbar, so lange alle Elemente des hebräischen Volksstammes so entartet erschienen, wie diejenigen Theile, bei denen die egyptische Staatsklugheit durch Druck, Mißhandlung und zuletzt durch die völlig entmenschte Anordnung des Knabenmordes jede edlere Regung ausgerottet hatte.

Nun aber war, durch das Zusammentreffen mit Jochebet, ein Lichtstrahl der Erkenntniß in Osarsiphs Seele gefallen.

Die gläubige Demuth der Mutter, die Nachricht von den freien Stammgenossen und die in ihm selbst zum ersten Male laut gewordene Stimme der Natur wirkten mächtig auf ihn ein. Das Enkelkind seiner Mutter, ein schuldloses, ihm blutverwandtes Wesen, war als ein Opfer hämischer Falschheit, gleichviel ob aus staatskluger Vorsicht oder in Folge verworfener Zudringlichkeit getödtet worden, in das Heiligthum seiner Familie, die er kaum erst kennen gelernt hatte, war man mit frecher räuberischer Hand gedrungen, und als er diese tiefe Beleidigung seinem väterlichen Freunde vorhielt, da hatte dieser keine andere Entgegnung, als die eindringliche Warnung, abzustehen von der Verbindung mit den fremden Sclaven, die Mutter zu vergessen und die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen gegen die, denen er Alles verdanke, was das nackte Dasein werthvoll machen könne.

Menephta konnte nicht wissen, wie der Mund des edel fühlenden Armen zwar dem Geber dankt, indeß sein Herz beim Empfangen blutet; er konnte nicht beurtheilen, wie oft Osarsiph durch kleine Anspielungen, durch Blicke und eigene Gedanken daran erinnert worden war, daß er nur Wohlthat empfing, wo andere rechtliche Ansprüche erheben durften; wie hätte er daher ahnen können, was jetzt in Osarsiphs Brust vorging. Dieser kämpfte einen furchtbaren Kampf und wie derselbe enden würde, konnte Niemand voraussehen; es war denkbar, daß er, wenn die Gährung erst vorüber war, die Unmöglichkeit einer Trennung von der ihm zur Natur gewordenen Lebensweise einsehen und zu den Zwecken der egyptischen Hierarchie zurückkehren werde.

Menephta wußte, daß Sephoris die junge Hebräerin als Mittel hatte benutzen wollen, um Osarsiph zu schaden. Es war dem rachgierigen Frohnvogt gelungen, einige der Feinde Osarsiphs für seinen Plan zu gewinnen und hätte Dina nicht in der Verzweiflung, welche aller Wahrscheinlichkeit nach durch schändliche Anträge des Sephoris und die gewaltsame Zurückhaltung in seiner Wohnung herbeigeführt wurde, sich den Tod gegeben, indem sie von der Höhe seines Hauses herabsprang und so zerschmettert wurde, so würde zuletzt Pharao vielleicht genöthigt worden sein, die Beziehungen des Pflegesohnes seiner Tochter zu den Hebräern näher zu untersuchen und dadurch allein schon demselben in den Augen der Egypter zu schaden.

Der besonnene Menephta fand es nicht für gut, dem erregten Freunde irgend welche näheren Aufschlüsse zu geben, und da der Selbstmord einer Hebräerin ein sehr geringfügiges Ereigniß in Memphis war, so schien es, als würde der Schleier des Geheimnisses nicht so leicht gelüftet werden. Der Verdacht, Pharao oder Menephta könnten bei dem Morde betheiligt sein, war zwar für Osarsiph geschwunden, aber um so viel verwirrter gestalteten sich seine Vermuthungen.

Allerdings mußte auch der Gedanke in ihm aufsteigen, das junge schöne Weib sei nur die Beute eines Wüstlings geworden, der gar nicht gewußt oder bedacht habe, in welcher Beziehung sie zu ihm stehe. Es drängte ihn, die trauernde Mutter wieder aufzusuchen und ihr durch seine Gegenwart Trost zu bringen.

Als Osarsiph bei den Wohnungen der Hebräer wieder anlangte, erwartete ihn Bathja mit ängstlicher Besorgniß.

„O Herr!“ rief sie ihm entgegen, „komm eilig, sie stirbt mir unter den Händen. Seit Du sie verlassen, ist ihre Kraft geschwunden.

Osarsiph fand die Mutter in Bathja's Wohnung, kraftlos und kaum mehr fähig, sich aufrecht zu halten. Da sie des Sohnes ansichtig wurde, überflog ein Strahl der Verklärung ihre Züge. „Führe mich hinaus, mein Sohn,“ sagte sie zu ihm, „daß ich meine Blicke gegen die untergehende Sonne wende und im Herrn sterbe. Er hat mein Gebet erhört und mich Dein Antlitz

sehen lassen, ihm sei Dank! Er hat mir Dina, das holde Licht meiner Augen, genommen, auch dafür sei ihm Preis! Was er thut, das ist wohl gethan, gelobt sei er!"

Osarsiph stützte die Mutter und Bathja folgte ihnen. Da sie vor die Thür der Hütte traten, schlich ein Mann in der Dämmerung umher, als suche er Jemand. Es war Sephoris, der noch nichts von dem ahnte, was hier vorgefallen und gekommen war, sich nach Jochebet zu erkundigen, um ihr die Auskunft über Osarsiphs Geburt zu entlocken oder sie gewaltsam dessen Feinden zu übergeben.

Jochebet sah und erkannte ihn. Der letzte Rest von Lebenskraft durchdrang sie. Mit weitgeöffneten Augen dem Egypter entgegenstarrend erhob sie den Arm und rief: „Räche uns, mein Sohn; das ist Dina's Mörder!"

Dann entwand sie sich den Armen Osarsiphs, als wollte sie ihm freie Bahn machen, wendete sich zu Bathja und sank entseelt in deren Arme.

Osarsiphs Blut kochte von Zorn. Wie ein gereizter Löwe stürzte er wüthend auf Sephoris zu, packte ihn, und ohne auf dessen Hilferuf zu achten, erwürgte er ihn mit seinen Händen. — — —

Als dies geschehen war, wendete sich Osarsiph. Sein Gesicht war verzerrt, sein Auge blitzte in irrem Feuer und er erkannte nichts von dem, was ihn umgab. Der hochstehende Enkel Pharaos war durch diese rasche That ein verachteter Hebräer, der edeldenkende Priester der Thermutis ein Mörder geworden, zerbrochen waren die Bande, welche ihn an Egypten fesselten, es gab keine Rückkehr mehr. Einen Augenblick war es ihm, als umwoge ihn ein Meer von Blut. Mit scheuem Blicke sah er umher, wendete sich nach allen Seiten und sagte flüsternd zu den Hebräern, die ihn umstanden: „Laßt uns ihn begraben, daß Keiner die That entdecke."

Bathja aber entgegnete: „sie wird ruchbar werden und Deines Bleibens ist nicht hier."

Osarsiph warf sich hierauf zu den Füßen seiner Mutter und ergriff deren Hand. Als er die Todeskälte fühlte, blickte er ihr in das Gesicht, betastete sie und rief dann im höchsten Schmerz: „Auch sie habe ich getödtet! Mord überall, wohin ich blicke! Gebt mir ein Schwert, daß ich mich richte."

Mitleidig umdrängten ihn die Hebräer und mahnten ihn zur Flucht. Wohin sollte er sich wenden? Die Welt erschien ihm wie eine Wüste. Sollte er zu den Seinigen im Gebirge eilen, ihnen den Tod Dina's und der Mutter zu künden? Würden sie ihn erkennen oder als einen Todfeind erschlagen? Verzweiflung überall und kein Ausweg.

Da floh er in die Wüste.

Der Freund, dem ich die Mittheilung dieser Blätter verdanke, hatte die Individualität der Rachel bei der Zeichnung des Charakters der Jochebet im Auge.

Eine zweite dramatische Arbeit sollte eine Art Fortsetzung bilden. Der in der Einsamkeit zu seinem großen Berufe herangereifte Moses, der inzwischen bei den Midianitern Aufnahme gefunden und Zippora, die Tochter Reguels, zum Weibe genommen hatte, sollte durch ein effectvolles Ereigniß mit seiner Schwester Mirjam zusammentreffen und ihr mittheilen, wie Gott sich ihm in seiner brennenden Reue geoffenbart und ihn zu einer großen That der Sühnung berufen habe. Wie er in Verbindung mit Aaron und Mirjam dann das Werk der Befreiung der Hebräer beschlossen und ausgeführt habe, sollte den Schluß des Ganzen bilden.

Apollo vom Belvedere.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt

von

Günther von Freiberg.

Im Frühling des Jahres 18** kam ich nach Rom, um daselbst in Sack und Asche die kostspieligen Thorheiten zu bereuen, welche ich während des rauschenden Carnevals in Venedig begangen hatte, und um — womöglich — ernsten Studien in der Vaticanischen Bibliothek obzuliegen. Ich mußte ökonomisch mit Geld und Zeit verfahren; daher suchte ich keine Bekanntschaften, gab keine Empfehlungsbriefe ab, sondern verlebte meine Vormittage in den mit Kunstschätzen angefüllten Palästen der Römischen Fürsten, im verliebten Verkehr mit Beatrice Cenci, der Bella Donna des Tizian und der Herodias von Gardenone und hielt dann, zum Verdruß des Kustoden, Mittagsruhe auf irgend einem alten Manuscript im kühlen Saale des Vatikan.

Ein kleines Kaffeehaus neben der spanischen Treppe war der einzige Ort, an welchem ich mit jungen Leuten zusammentraf und hin und wieder ein Wort mit ihnen wechselte; selten genug, denn gewöhnlich saß ich in stummen Betrachtungen. Meine Blicke schweiften die via condotti hinab und meine Phantasie erging sich in müßigen Vermuthungen über die an mir vorüberziehenden mannichfachen Gestalten der Hauptstadt der katholischen Welt.

„Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
„Ach, der ist bald allein! —"

Dieses Wort ging an mir in Erfüllung, denn es incommodirte mich Niemand.

Gleichwohl unterließ ich nicht, mir die Gesichter der mich täglich umgebenden Gäste des Kaffeehauses näher anzusehen; aber weder unter den einheimischen Dandys, noch unter den fremden Künstlern entdeckte ich etwas Anziehendes. Endlich fiel mein Blick auf einen jungen Mann, der meine Theilnahme erregte. Warum? er saß allein wie ich. Seine Gedanken schienen fern abzuschwärmen, wie die meinigen. Ihm standen Schicksale auf der Stirn geschrieben, viel trauriger und romantischer als meine eigenen.

Ich beobachtete ihn mehrere Tage, hoffend, der Zufall werde unsere Bekanntschaft einleiten. Umsonst. Er blieb immer nur kurze Zeit, wie Jemand, den eine schmerzliche Unruhe nicht rasten läßt. Nach einigen flüchtigen Blicken in die Journale entfernte er sich immer so rasch als möglich.

Täglich ward er bleicher, täglich wuchs meine Spannung, steigerte sich mein Wunsch, etwas über ihn zu hören. Von den Kellnern erfuhr ich nichts Bestimmtes; sie hielten ihn für einen Franzosen; auch entsprachen dieser Vermuthung seine nachlässige Eleganz und seine Gesichtsbildung.

Er mochte etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahre zählen: ein Alter, worin, wie man sagt, die Männer den Frauen am gefährlichsten sind. Mich zogen seine unbeschreiblich traurigen Augen fast magnetisch an; in ihrem Blick war jede Hoffnung erloschen.

Mein Interesse für ihn schien ein zweites Wesen in hohem Grade zu theilen; nämlich eine junge Zwergin, eine höchst originelle Figur, eine Art weiblicher quasimodo unter den Bettlern, die das Kaffeehaus zu jener Zeit belagerten. So lästig uns die Gesellschaft jener beklagenswerthen Müssiggänger war, so duldeten wir doch das kleine hinkende Teufelchen wegen seiner Bescheidenheit und Reinlichkeit. Ja, wenn die Kleine im sauberen, obwohl vielgestickten Kleidchen, mit ihren Krücken neben sich, nicht in dem ausgetrockneten Rinnstein saß und strickte, so fehlte dem Kaffeehause etwas, und man freute sich, wenn sie aus der Ferne auf ihren Krücken angehüpft kam und wieder behaglich, ohne jemals zu betteln, ihren alten Platz einnahm. Sie erhielt von den Gästen Kupfermünzen und Zucker, nicht selten aber warf sie davon andern Bettlern etwas hin, um sie von uns fernzuhalten.

Gegen diesen Schützling unseres Cafés bewies sich mein unbekannter Freund vorzugsweise großmüthig; er ging nie vorüber, ohne reichliches Geld in ihre Schürze zu werfen, wofür ihm von Seiten der Empfängerin mit vielen Kußfingern gedankt ward. Da er sich um diese Dankbezeugungen aber nicht kümmerte, sondern ihnen stets eilig den Rücken wandte, hatte sich das kleine Ding eines Tages etwas Besonderes ausgedacht. Sie watschelte schmunzelnd an den Gedankenvollen heran, zog eine prachtvoll blühende Rose unter der Schürze hervor und reichte ihm die Blume. Er aber, beim Anblick der duftenden Liebesblume in der welken Hand der Zwergin, fuhr mit einem sichtbaren Schauder zurück, und den Tisch von sich stoßend sprang er auf und entfernte sich mit raschen Schritten.

Das junge Ding lachte und humpelte dem Entfliehenden mit Blitzesschnelle nach.

Ich freute mich über diesen Humor der Kleinen, denn im Grunde hatte ich das Benehmen des jungen Mannes recht herzlos und ungütig gefunden, so daß ich ihm darüber grollte. Wer nähme nicht eine Blume an, wie und wo sie ihm auch gereicht würde? Der Duft, den Blumenlippen ausathmen, tröstet oft milder als Freundesworte.

Nach jenem Auftritt sah ich ihn tagelang nicht wieder. Die Zärtlichkeit der Zwergin mußte ihn gänzlich in die Flucht geschlagen haben. Auch meine Besuche im Kaffeehaus wurden unregelmäßig, da ich das Frühlingswetter zu Ausflügen in die Campagna benutzte und mich ganz der Einsamkeit hingab. Je schöner der Frühling, je trauriger das Herz des Poeten! Der harmlose Alltagsmensch grüßt mit Behagen das frische Grün und tummelt sich lustig in der Maisonne; der Dichter geht still einher, denn all der Violenduft, all das Zirpen der Heimchen und der Jubel der Lerchen erfüllen seine Seele mit Sehnsucht und Schmerz.

In so einer Anwandlung von Wehmuth ging ich eines Nachmittags, von Ariccia heimkehrend, meiner Wohnung zu in der via Babuina, als mich ein langer Zug von Barfüßermönchen zum Stillstehen nöthigte. An den brennenden Kerzen, die sie in den Händen trugen, an ihrem dumpfen Gesange erkannte ich, daß sie einer Leiche vorauszogen. Eine Seele aus einem sehr vornehmen Hause mußte — wie die Italiener sagen — „gen Himmel geflogen" sein, denn eine so zahlreiche Menge von geistlichen Brüdern begleitet nur ausnahmsweise die Todten.

Ich war mit den übrigen Zuschauern dicht an die Häuser zurückgewichen und hatte den Hut, nach Landessitte, abgenommen.

„Willkommen!" rief eine feine, freundliche Stimme hinter mir.

Es war die junge Zwergin, die ein schöner, großer Bursche — irgend ein Bettlerkönig — auf dem Rücken trug, um der Gefährtin eine Aussicht zu verschaffen.

„Sie ist nun todt, die schöne Signora," fuhr die Kleine leiser und trauriger fort.

„Wer? welche Signora?"

„Seht nur dorthin, wie schön sie daliegt auf der goldenen Bahre — seht das goldgestickte Kleid! — So offen trägt man nur die allerschönsten Mädchen oder kleine Kinder zu Grabe; sonst legt man Alle gleich in

den häßlichen Sarg, den die Männer dort hinterhertragen."

Ich hatte nie eine Leiche gesehen und war überhaupt zu jung, um dem Tode in das Antlitz geschaut zu haben; um so heftiger ergriff mich der Anblick jener engelschönen Verklärten, die, sanft lächelnd, mit gefalteten Händen unter den Blumen schlummerte. Die stille Volksmenge, der unabsehbare Zug der Mönche und der Pomp des katholischen Ritus erhöhten die Feierlichkeit des Augenblickes. „Eine Rose, gebrochen ehe der Sturm sie entblätterte," lag die Todte auf goldgestickten, schwarzen Sammetkissen gebettet. Das reizende, jungfräuliche Gesicht unter vollem Blumenkranze und der Lockenfülle seidigen Haares, die zarten Schultern, die schmalen Arme, sie konnten nur einem blutjungen Geschöpf angehören. Siebzehn Sommer — mehr gab ich dem schlafenden Kinde nicht. Siebzehn unschuldige, verträumte Mädchenjahre — und dann mißgönnten die Engel sie dieser Erde. Traurig, trostlos traurig für Alle, die ihr nachweinen!

Sechs Mönche trugen die goldene Bahre auf den Schultern, sechs Weißvermummte, von denen man nichts erblickte als die Augen, die durch zwei Schlitze der Kutte funkelten.

Soeben bewegten sich die Träger an mir vorüber. Noch ein letzter Blick nach dem süßen, bleichen Bildniß! noch einer — und noch dieser! Ein letzter Seufzer ihr nach — Ade! —

Mir antwortete ein krampfhaftes Schluchzen, welches von einem der weißen Brüder ausgehen mußte. Betroffen blickte ich nach dem tief Verhüllten und aus den Augenschlitzen traf mich derselbe trostlose Blick, den ich schon kannte, der mich verfolgte. — — Doch nein, nein, sagte ich mir und faßte an meine schmerzende Stirn, wie sollte er es sein? Er in der Kutte? — Es ist unmöglich, ich täusche mich."

Und weiter ging der Zug.

Ich flüchtete mich aus dem Menschengewühl nach der Villa Borghese, warf mich dort zu den Veilchen und Farrenkräutern in das Gras und weinte. —

Am andern Morgen suchte ich mir das Haus, nach welchem die Zwergin gedeutet hatte, als man die Bahre von den Stufen trug. Ich fand mich bald zurecht und stand dem hohen Gebäude mit den grünen Jalousien und langen Balkons gegenüber.

Ein junger Abbate kam des Weges; er blickte nach den geöffneten Fenstern des zweiten Stockwerks hinauf und seufzte.

Vielleicht hatte er der Abgeschiedenen zuletzt die Sakramente gereicht.

Langsam, ohne sich umzusehen, wandelte er die Straße nach der piazza del popolo hinab.

Ich aber stand wie gebannt und starrte in die Höhe. Mich zog es hinauf zu den Fenstern und es war mir, als sähe ich die Todte dort oben stehen und Trost hinablächeln auf uns Mühselige und Beladene.

Ich malte mir das liebe Stübchen aus, das sie bewohnt haben mußte. Gewiß lag es dem Garten zu, das poetische Mädchenasyl — und Blumen dufteten wohl auch jetzt noch in den Vasen und Schaalen, so als lebte sie noch, die Abgeschiedene. In einer Ecke sah ich das weißumhangene Bett; Kruzifix, Rosenkranz und den geweihten Rosmarienzweig darüber ..... ich malte mir auf das genaueste die Verhältnisse, aus denen der Todesengel sie weggeführt hatte ..... ich lebte mich völlig in ihre Lage hinein und mir war, als hätte ich lange zu der Familie, zu der Reizenden selber, in holdester Freundschaft, in naher, unvergeßlicher Beziehung gestanden.

Da plötzlich inmitten meiner Phantasieen sah ich, daß eine Hand den Vorhang eines der Fenster lüftete.

Es blickte Jemand auf die Straße, vielleicht auf mich herab, doch konnte ich nicht unterscheiden, wer es sei, denn der Spalt in der Gardine war zu schmal.

Mir fiel ein, daß mein langes Hinaufstarren für eine Unart, für eine Neugier gelten konnte. Ich beschloß zu gehen, tief betrübt, mißverstanden worden zu sein.

Doch siehe da — wie seltsam! — Aus dem Hause trat der junge Mann, den ich umsonst in den letzten Tagen gesucht hatte. Noch mehr, er ging auf mich zu, wie auf einen Freund; er faßte mich bei der Hand und sprach mit sanfter Stimme:

„Sie weinten, als man sie gestern davontrug — Sie haben begriffen, wie schön sie war — Wollen Sie ihr Bild sehen?"

Meine Antwort war ein stummer Händedruck; ich war unfähig zu sprechen. Unmöglich kann ich beschreiben, was ich fühlte — unmöglich kann ich es jemals vergessen.

Schweigend ließ er mich die Marmorstiegen des Trauerhauses bis zum zweiten Stock hinangehen; schweigend geleitete er mich durch mehrere glänzend ausgestattete Zimmer nach einem kleinen Salon, der in einen förmlichen Blumentempel verwandelt war. Dort hing das Portrait der Verstorbenen. Ein entzückendes Bild von Poesie und Anmuh.

Der Künstler hatte sein reizendes Original im weißen, flatternden Gewande, in mehr schwebender als schreitender Stellung dargestellt. Blaßrothe Rosen waren den schwarzen Locken des Mädchens eingestreut, und aus Rosen flochten ihre Hände einen Kranz, während ihr blaues, schwärmerisches Auge sehnsüchtig nach etwas zu suchen schien und um die Lippen ein kindliches, erwartungsvolles Lächeln spielte.

Ein dunkles Lorbeerbosket umrahmte die schim-

mernde, ätherische Gestalt, welche bereits wie von der Erde abgelöst erschien, um schmerzlos, in süßem Traum, in die Unendlichkeit hinüber zu schweben.

„Ophelia!" seufzte ich unwillkürlich und hob meine Hände nach dem Bilde empor.

„Sie starb wie Ophelia," antwortete mein Begleiter; „sie starb Blumen pflückend, und wie das dänische Mädchen —"

Die Stimme versagte ihm; er sank auf einen Divan; dann rief er leidenschaftlich, aus der italienischen in die französische Sprache übergehend:

„Ich muß von ihr sprechen — ich kann nicht leben, ohne von ihr zu sprechen, und ich schwor ja doch leben zu bleiben — ich bin verpflichtet dazu. Ondine, meine Ondine! Meine weiße Wunderblume! — und bist Du wirklich dahin und verwelkt?"

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

(F.) Das Modenfest von Longchamps wurde durch vortreffliches Wetter begünstigt und deshalb zeigte sich daselbst die ganze elegante Welt. Es herrschte im Ganzen großer Luxus und wenn sich auch recht eigentlich und auffallend Neues nicht zeigte, so konnte man sich doch an der geschmackvollsten Eleganz erfreuen.

Was wir schon im Voraus sagten, hat sich bestätigt: die Frühlingshüte sind entschieden weniger hoch im Schirme und die Marie-Stuart-Form gewinnt täglich mehr Gunst. Die neuesten Hüte erhalten kleine Fanchons, die ihnen ein geneigtes Aussehen in der Mitte geben, was sehr anmuthig ist.

Die Krepphüte, welche die eigentlichen Hüte der Halb-Saison sind, werden hauptsächlich in Mexicanisch-Blau getragen, welches dieses Jahr offenbar eine der modischsten Farben ist. Das Grün theilt diese Gunst einigermaßen, das Blau herrscht aber vor. Ebenso werden die Stroh- und Roßhaarhüte in der Farbe „Königin-Haar" und in allen Nuancen, die sich derselben nähern, viel getragen. Die Hüte von schwarzem Roßhaar trägt man ausschließlich zum Negligé und man putzt sie auch nur einfach mit einem Bande und etwas Spitzen aus. Die Hüte in Grau und Braun verlangen Bänder in der gleichen Farbe, aber eine Blume in lebhafter Farbe hebt das Ganze sehr.

Die neue Farbe (Haar der Königin, Blond) kleidet die Brünetten vortrefflich, weniger gut die Blondinen, weil sie zu sehr mit dem Haar derselben übereinstimmt, weshalb sie gut thun werden, diese Modefarbe zu vermeiden.

Neben der großen Eleganz, die zu Longchamps sich zeigte, konnte man gleichfalls auch geschmackvolle Einfachheit bemerken. Namentlich erwähnen wir einen Anzug, der sehr hübsch aussah und in allen Nuancen wiederholt werden kann, wir meinen ein Kleid von maisfarbigem Alpacca, auf dem Rocke ohne Ausputz bis auf eine Art breiten Saums von maisfarbigem Taffet, auf dem sich neun Soutaschbändchen in derselben Farbe befanden. Dazu ein kleiner Palletot von gleichem Stoffe, ebenfalls mit einem solchen Taffetstreifen besetzt, welcher vorn heraufgeht. Die Aermel lang mit Aufschlägen von Taffet und ein kleiner weißer stehender Kragen.

Als ein Modell, das putzartiger ist, sei erwähnt: ein Kleid von schwerem Taffet in der echten so sehr modischen Juchtenfarbe. Unten auf dem Rocke befanden sich reiche Arabesken von schwarzem Taffet und in der Mitte derselben, bisweilen über sie hinausreichend, ein zierliches Muster von schwarzem Soutasch, das unten ganz um den Rock herumging. Dazu ein kleiner Palletot, der ebenso garnirt war und nicht blos unten herum, sondern auch vornherauf und auf der Brust.

Der Kragenmantel, der vorläufig so außerordentlich modisch ist, zeigte sich natürlich in Longchamps ebenfalls. Wir sahen ihn von schwarzem Cashmir, ganz gestickt, vorn nicht zugehend, mit einem Spitzenvolant, der vorn heraufgeht und mit einem zweiten, der sich nur unten herumzieht.

Ein reicherer Kragen, der aber nur im Wagen getragen werden kann, ist von weißem Cashmir, in neuer Art gestickt mit abwechselnd weißem und schwarzem Soutaschbörtchen, das durch regelmäßig darüber gehende Schnürchen, durch schwarze auf weißem Soutasch und umgekehrt, befestiget ist, was neu und originell aussieht. Ueberdies hatte der Kragen zwei Guipüres-Volants, einen weißen und einen schwarzen.

Der Kragen in gleicher Farbe wie das Kleid ist eine Modetracht.

Der Foulard, als Kleid, Palletot oder Kragen, ist der eigentliche Saisonartikel. Man hat ihn in den verschiedensten Mustern wie z. B. auf braunem, violettem, grauem, solferino, maisfarbigem Grunde kleine schwarze oder weiße Halbmonde, Sterne, Arabesken, Streifchen, Carreaux, oder auf weißem Grunde Blümchen oder Sträußchen. Dazu trägt man einen Camail oder Palletot in gleichem Stoffe, wenn derselbe einfarbig ist. Der Camail wird mit weißem Foulard gefüttert, damit er mehr Halt bekommt.

Auch die kleinen Cravattentücher in Foulard sind zu empfehlen.

Die Eleganz der Fußbekleidung steigert sich fortwährend und die Mode erläßt darauf bezügliche strenge Gesetze; sie verbietet z. B. weiße Strümpfe Vormittags

ALLGEMEINE MODENZEITUNG

Nach einer Photographie

Stich u. Druck v. Weger in Leipzig

Emil Pereire

Verlag v. Baumgärtner's Buchh.

und schreibt farbige vor mit Stiefelchen oder Schuhen von gleicher Farbe. Die Strumpffabrikation hat sich außerordentlich vervollkommnet, so daß sie mit der alten kaum noch sich vergleichen läßt. Die fashionablen Strümpfe, welche die elegantesten Damen tragen, sind von Seide oder sehr feiner Baumwolle und zwar hat man sie in allen Farben, einfarbig und an den Zwickeln mit weißer Seide gestickt. Der weiße Strumpf kann sich nicht mehr zeigen außer mit einem weißen Unterrocke; ein Verbrechen gegen die Mode würde es sein, solche Strümpfe zu einem farbigen Rocke zu tragen. Der farbige Strumpf wird bisweilen sogar zu einer Visiten-Toilette getragen, die Schuhe müssen dann aber dieselbe Farbe haben. Man wählt selbst die Strümpfe nach der Farbe des Kleides, z. B. pensée Kleid und seidene pensée Strümpfe mit weißseidenen Zwickeln und Schuhe von Maroquin in derselben Farbe mit Rosetten und hohen Absätzen; braunes Kleid und braune seidene Strümpfe; blaues Kleid und blaue seidene oder blauwollene Strümpfe mit gestickten Zwickeln. Man kann sich denken, welchen Luxus das erfordert und daß dies eine Mode ist, welche so leicht nicht der Gemeinheit verfallen wird.

Ein vollständiger Anzug dieser Art war folgender: Kleid von violettem Moire antique mit einem Schimmer von weißer Seide; Camail von gleichem Stoffe mit breiten schwarzen Spitzen; Hut von aschgrauem Tülle mit Maraboutfedern und einem Bouquet weißer Blonde, das spitz nach vorn fiel in der Marie-Stuart-Form; die Federn unter dem Schirme gleich denen oben; Schuhe von violettem Maroquin mit Rosetten von schwarzen Spitzen und violette seidene Strümpfe, die weißseidene Zwickel haben.

Die Zouaven-Chemisetten werden jedenfalls im Sommer sehr modisch sein. Die Form ist einfach und doch zierlich und sie paßt vortrefflich zu den kleinen Zouaven-Jäckchen von Sammet oder Cashmir, die so allgemein von jungen Damen getragen werden.

Die Kleider werden noch immer sehr weit und mit einer Art Schleppe getragen. Die Chenille-Fransen gehören zu dem beliebtesten Ausputze der Confections.

Die langen, aber nicht dicht anliegenden Aermel sind die beliebtesten, aber man sieht auch Aermel, die unten geschlossen und oben sehr weit sind. Die weitoffenen Unterärmel hat man indeß neuerdings aufgegeben, man trägt sie vielmehr noch immer, wenn auch nicht in der Mehrzahl, denn die Damen wollen nicht gern die schönen Unterärmel aufgeben.

Modenblatt № 17.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Hut von Krepp mit kurzem Schirm und vollem Ausputz von Blumen und Spitzen vorn oben an demselben und einem Bart von Spitzen; weiße Bindebänder; Kleid von hellgrauem Taffet mit hohem Schneppenleibchen, das mit schwarzen Sammetknöpfchen geschlossen ist und lange ziemlich weite Aermel mit großen Aufschlägen hat, die mit langen und kurzen schwarzen Sammetstreifchen garnirt sind, welcher Besatz, in größerem Maßstabe, sich auch unten auf dem Rocke befindet; Kragen und Manschetten von Spitzen; Glacéhandschuhe; schmale goldene Armreifen; Stiefelchen.

2. Spitzenhäubchen mit Bandausputz; Kleid von einfarbigem Foulard und ohne allen Ausputz; Canezou von Muslin, der in regelmäßige Falten gelegt ist, welche durch Einsatzstreifen und Blonden eingefaßt sind und weite lange Aermel mit sehr großen Aufschlägen hat, die ebenfalls in Falten gelegt und mit Einsatzstreifen und Blonden eingefaßt sind; Busenschleife in der Farbe des Kleides; dänische Handschuhe; Armbänder; Schuhe.

3. Kopfputz von Krepp in einem Bausch vorn über der Stirn und von schwarzen Spitzen am Hinterkopfe; Kleid mit ausgeschnittenem Schneppenleibchen mit einer berthenähnlichen Garnirung, auf welcher feines schwarzes Posament liegt und über das eine Schweizer Guimpe in Falten hinwegragt; kurze Aermel mit schwarzem Posamentbesatz; auf dem Rocke unten zwei Faltenvolants, auf dem schwarzes Posament angebracht ist; weiße Glacéhandschuhe; große goldene Armbänder; Schuhe.

4. Haarputz mit Blumen oben über der Stirn und an den Seiten; Kleid von Pompadour-Taffet ohne Ausputz; Boler-Jäckchen von schwarzem Sammet mit Posamentbesatz; ganz kleiner Kragen von Batist; geschlossene Unterärmel; dänische Handschuhe; Schuhe.

Stahlstich № 17.

Emil Pereire.

(Nach einer Photographie.)

Den Lebensgang dieser berühmten Banquiers haben wir bereits in voriger Nummer gegeben, als wir das Portrait und die Biographie seines gleichberühmten Bruders Isaak Pereire mittheilten.

Intelligenzblatt zur Modenzeitung.

☞ Literarische, merkantile und andere Anzeigen, werden gegen 1½ Ngr. für die dreispaltige Druckzeile kleiner Schrift oder deren Raum aufgenommen. Durch zwei oder drei Spalten laufende Anzeigen werden nach diesem Verhältnisse mit 3 und 4½ Ngr. berechnet. Beilagen nehmen wir gegen Erstattung von 3 Thlr. Gebühren bei ⅛, ¼ und ½ Bogen und 5 Thlr. bei einem ganzen Bogen, an. Alle Zusendungen erwarten wir frankirt.

Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Breslau.

W. A. Mozart's Clavier-Concerte,

für Pianoforte zu 4 Händen bearbeitet von

Hugo Ulrich.

Bisher erschienen:

No. 1 in Es-dur.	2 Thlr. 5 Sgr.	No. 7 in B-dur.	2 Thlr.
No. 2 in D-moll.	2 Thlr.	No. 8 in G dur.	2 Thlr.
No. 3 in C-moll.	2 Thlr.	No. 9 in B-dur.	2 Thlr. 7½ Sgr.
No. 4 in C-dur.	2 Thlr. 10 Sgr.	No. 10 in C-dur.	2 Thlr. 20 Sgr.
No. 5 in A-dur.	2 Thlr. 10 Sgr.	No. 11 in F-dur.	2 Thlr.
No. 6 in D-dur.	2 Thlr. 5 Sgr.	No. 12 in B-dur.	2 Thlr.

(Wird fortgesetzt.)

Otto Jahn äussert sich in seinem berühmten Werke über Mozart (Band IV. Seite 64 und ff.) bezüglich der Clavierconcerte wie folgt:

„Für Mozart's Würdigung als Claviercomponisten bieten die Clavierconcerte den eigentlichen Massstab dar. Die Mehrzahl derselben, die er in seiner besten Zeit für sich selbst geschrieben hat, nimmt unter seinen Claviercompositionen den ersten Rang ein. — Sie sind echt claviermässig, dankbar und brillant, dabei nach der heutigen Entwickelung der Technik leicht. — Die hauptsächlichste Bedeutung der Concerte liegt nicht auf Seiten der Technik, sondern in ihrem musikalischen Gehalte. Wer auf das Detail achtsam eingehen will, wird eine Fülle der pikantesten Wendungen finden und gar Vieles, das in modernster Zeit grosse Wirkung macht, schon vorweggenommen sehen."

Die Neue Berliner Musikzeitung sagt in einer ausführlichen Besprechung über die 4händige Bearbeitung dieser Concerte:

„Mozart's Clavierconcerte sind Kunsterzeugnisse, die zur Kenntniss nur Weniger gelangt sind, obgleich der Genius in diesen Tonschöpfungen mit seine reichsten Spenden niederlegte."

„Die Verlagshandlung erwirbt sich daher ein grosses Verdienst, diese Concerte von geschickter Hand vierhändig setzen zu lassen, und ist wohl nicht daran zu zweifeln, dass sie dieselbe Verbreitung finden werden, die den Simfonien Mozart's, Haydn's u. s. w. in guten Arrangements zu Theil geworden ist. Die vorliegenden Nummern sind mit seltenem Verständniss der Partitur und mit praktischem Sinn übertragen, so dass den Spielern der Genuss erwächst, ohne erhebliche Schwierigkeiten in allen Theilen das schöne Original wiedergeben zu können."

Bei **C. A. Haendel** in Leipzig ist erschienen:

Marcus, H., Die Staats- und Privat-Lotterie, oder **Prämien-Anleihen** mit den **Verlosungsplänen** und den **Verzeichnissen der gezogenen Serien** oder **Loose.** Ein unentbehrliches Hülfsbuch 2. Abdruck. gr. 8°. carton. 1 Thlr.

Es ist durch die Erfahrung begründet, dass im Publikum stets Verlangen nach Belehrung über die Lotterie-Anlehen, deren Verloosungsarten und über die gezogenen Loose vorhanden ist, worüber dieses Buch die beste Auskunft giebt.

Bandwurm beseitigt (auch brieflich) in 2 Stunden gefahrlos und sicher Dr. **Ernst** in Reudnitz (Leipzig).

THE NEW LONDON ECHO.

Eine Sammlung englischer Redensarten, die man täglich hören kann, wenn man in London lebt.

Von **G. Knight.**

Mit einem Englisch-Deutschen Wörterbuche. 3. Aufl. 18 Ngr. In Einband 22 Ngr.

ÉCHO DE PARIS.

10. Auflage. 8. broch. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

L'ECO D'ITALIA.

8. Gebunden 18 Ngr.

C. A. Haendel in Leipzig.

Soeben ist erschienen und von Herrn **Robert Hoffmann** in Leipzig, sowie durch alle andern Buchhandlungen zu beziehen:

Wie putzt, färbt und modernisirt man Strohhüte?

Nebst einer Anleitung zur Färberei der Schmuckfedern.

Supplement zum „Bazar" und allen anderen Muster-Zeitungen.

Von Madame **Sorontini.**

Preis 10 Sgr.

Eine vom praktischen Standpunkte gehaltene Belehrung, die keiner Abonnentin irgend einer Muster-Zeitung, noch weniger aber einer Marchande des Modes und Strohhutputzerin fehlen sollte.

Im Verlage von **Carl Wilfferodt** in Leipzig erschienen:

Pressensé (E. von) Rosa. Nach der neunten Auflage übertragen. 8. Geh. Preis 16 Ngr.

Die vielen Auflagen, welche diese moralische Schrift in kurzer Zeit erlebte, sprechen am besten für deren gediegenen Inhalt.

Swanton-Belloc, Pierre und Pierretten, oder die Gefahren des Herumstreichens. Gekrönte Preisschrift. Nach der 5. Auflage übertragen. Mit Kupfer. 12. Geh. Preis 12 Ngr.

Ein kleiner rührender Roman für die Jugend, den Jeder befriedigt aus der Hand legen wird.

Gedanken und Maximen Friedrichs des Großen. Nebst Schilderungen und Charakterzügen aus seinem Leben. 2. vermehrte Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. Preis 1⅓ Thlr.

Der höchst interessante Inhalt dieses Werkes macht es zur Zierde jeder Leihbibliothek.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Verlag von Baumgärtners Buchhandlung in Leipzig. — Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Hierzu eine Beilage, nebst einer literarischen Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.